Premier Netanjahu an der ägyptischen Grenze: *„Wenn wir etwas aus den Aufständen gelernt haben, dann dies – wir müssen stark sein“*

NAHOST

Im Zentrum des Sturms

Jahrzehntelang hoffte Israel auf einen Wandel der arabischen Welt. Nun ist der Umbruch da, und nicht nur Israels Bürger haben Angst. Auch ihre Regierung hat beschlossen, sich lieber einzumauern, statt die Chancen auszuloten.

Zwischen Oberstleutnant Joav Tilan und Ägypten steht jetzt ein Zaun, und man kann sagen: Joav Tilan ist froh darüber. Der Zaun ist fünf Meter hoch, oben glänzen scharfe Zacken. Zur Sicherheit wurden noch drei Reihen Stacheldraht ausgerollt und ein Panzergraben ausgehoben. Denn Ägypten ist gefühltes Feindesland: Von dort kamen vor sieben Monaten die Attentäter, die Busse und Autos angriffen, acht Israelis starben.

„Die Grenze ist heiß“, sagt Tilan, es sei nun die gefährlichste Grenze Israels. Fast täglich gebe es hier Vorfälle: Schüsse, Versuche, den Zaun zu demolieren, mehrmals wurde Sprengstoff gefunden.

Bis vor kurzem war Tilans Job nicht gerade ein Karriereposten. Abgesehen vom Drogenschmuggel war es so ruhig, dass hier vor allem Reservisten ihren Dienst absaßen. An manchen Stellen war die Grenze nicht befestigt: nur ein rostiger Stacheldrahtzaun, oft unter Sand begraben, von Spurenlesern patrouilliert. Eine mühselige Arbeit, die immerhin die Erkenntnis brachte, dass die Grenze oft überquert wird, in letzter Zeit gern mit dem Geländewagen.

Am meisten hatte Joav Tilans Einheit bisher damit zu tun, Flüchtlinge aus Eritrea, Äthiopien und dem Sudan aufzulesen, mehr als 50 000 in wenigen Jahren. Das war auch der Grund, warum sie anfingen, diesen Zaun zu bauen. Dann kam die Revolution in Ägypten, und auf dem Sinai flog die Gaspipeline nach Israel in die Luft, inzwischen 13-mal. Und dann, am 18. August 2011: der Anschlag. Danach schickte die Regierung Elitetruppen, Spezialpolizei, eine Aufklärungsbrigade und gepanzerte Fahrzeuge. Sie begannen, den Zaun schneller zu bauen.

Israel reagiert in diesen Monaten wie so oft, wenn Gefahr droht: Es mauert sich ein. Der Gaza-Streifen und das Westjordanland sind schon länger hinter Sperrwällen verschwunden. An allen anderen Grenzen des Landes stehen hohe Zäune, liegen Minen, aber sie sollen nun durch eine Hightech-Anlage wie zwischen Israel und Ägypten verstärkt werden.

Jahrzehntelang hat der jüdische Staat versucht, sich in den Nahen Osten zu integrieren. Jetzt versucht er, sich vom Nahen Osten abzunabeln, die Veränderungen in seiner Nachbarschaft auszusperren.

Demonstranten in Kairo 2011: *„Eine islamische, anti-westliche, anti-liberale, anti-israelische, undemokratische Welle“*

DPA (L.); POLARIS/LAIF (R.)

Israel, ein Jahr nach Beginn der Arabellion, das ist eine Geschichte von Misstrauen, Angst und Apathie. Lange haben Politiker wie Staatspräsident Schimon Peres vom „neuen Nahen Osten“ geträumt, einer Zone der Demokratie und Freiheit. Jetzt entsteht da ein neuer Naher Osten, doch die Mehrheit der Israelis und ihre Regierung begrüßen ihn nicht. Sie wünschen sich zwar demokratische Nachbarn, aber sie haben Angst vor dem Demokratisierungsprozess, vor all seinen Unwägbarkeiten, der Instabilität, dem Kontrollverlust. Noch weiß niemand, was der neue Nahe Osten bringt, aber die Regierung hat bereits beschlossen, sich lieber einzuigeln, statt die Chancen zu erkunden.

Die Vorsicht ist verständlich, oft haben Umbrüche in der Nachbarschaft auch Israel in Kriege verwickelt. Allein dreimal seit Beginn der Aufstände versuchten Araber, vom Libanon und von Syrien aus die israelische Grenze zu stürmen, zuletzt vergangene Woche. Und doch ist gerade deshalb erstaunlich, wie wenig Initiative das Land für einen dauerhaften Frieden in der Region ergreift – während es gegen die eher abstrakte Gefahr einer möglichen iranischen Atombombe alle Hebel in Bewegung setzt. Dabei wäre es, sollte Israel Iran wirklich angreifen wollen, umso wichtiger, die Isolation aufzubrechen.

Israel sieht sich als „Villa im Dschungel“, wie israelische Politiker sagen, eine schutzlose Insel der Zivilisation, umgeben von Islamisten, als sei Israel nicht die politisch einflussreichste und militärisch stärkste Macht der Region. Der Arabische Frühling heißt hier bezeichnenderweise nur „islamischer Winter“. Was passiert, wenn Islamisten regieren, bringen Israelis gern auf ein Wort: Gaza. Auch wenn das als Vergleich kaum taugt.

Wer glaubt, die Aufstände könnten auch positive Folgen haben, wird von Benjamin Netanjahu eines Besseren belehrt. Die Arabellion entwickle sich zu einer „islamischen, anti-westlichen, antiliberalen, anti-israelischen, undemokratischen Welle“, sagte der Premier im November. Die arabische Welt bewege sich nicht vorwärts, sondern rückwärts; und überhaupt sei naiv, wer glaube, Araber und Demokratie, das vertrage sich.

Hat die Angstmacherei der Politiker gewirkt? Oder sagt Netanjahu nur, was sein Volk denkt? Die Hälfte der Israelis gibt in Umfragen an, die Aufstände würden sich negativ auf ihr Land auswirken. Kurz bevor Ägyptens Despot Husni Mubarak stürzte, glaubten zwei Drittel, das werde schlecht sein für Israel. Und jetzt, während in Syrien selbst Kinder ermordet werden, da ist noch mehr als jeder vierte Israeli überzeugt, der Sturz des Schlächters Baschar al-Assad wäre nicht gut.

„Wenn es eine Lektion gibt, die wir aus den Aufständen gelernt haben, dann dies – wir müssen stark sein“, sagt ein Regierungsberater, der nicht namentlich genannt werden will. Stabilität, Sicherheit, Stärke, das ist auch Netanjahus Mantra. Die arabischen Revolutionen bedeuten für ihn: keine Zugeständnisse, denn Israels Politik, so sagt er, könne nicht „auf Illusionen begründet werden“. Diese Illusion ist: dass Frieden möglich ist.

Wie aber könnte Israels Verhältnis zur arabischen Welt künftig aussehen? Drei Israelis werden das erklären, jeweils aus ihrer Sicht, denn sie sind der arabischen Welt so nah wie sonst nur wenige hier. Da ist Oberstleutnant Joav Tilan, der Grenzschützer. Und da sind Jizchak Levanon, bis vor kurzem Israels Botschafter in Kairo, und Lior Ben-Dor, Sprecher des Außenministeriums für die arabischen Medien. Tilan verteidigt Israel, Levanon repräsentiert es, Ben-Dor wirbt dafür.

Im Süden, an der Grenze, schaut Joav Tilan zu, wie Schweißer den Zaun verstärken, fünf Meter reichen hier nicht mehr, sie bauen jetzt doppelt so hoch, damit niemand mehr von der anderen Seite herüberfeuern kann. 400 Meter pro Tag schaffen die Arbeiter, Ende des Jahres sollen die 240 Kilometer fertig sein.

„Trotzdem werden Terroristen Wege finden, nach Israel einzudringen, indem sie Tunnel bauen, den Zaun angreifen oder über das Meer kommen“, sagt der Oberstleutnant. Mehrere Gruppen im Sinai sollen derzeit Anschläge vorbereiten. „Unsere Kooperation mit den Ägyptern ist saisonabhängig. Es liegt an ihnen, wie

ABIR SULTAN / DPA

Neuer Zaun an der Grenze zu Ägypten: *„Die Terroristen werden Wege finden, nach Israel einzudringen“*

viel Widerstand sie“ – Tilan verbessert sich: „wie sie den Sinai regieren wollen.“ Das Misstrauen sitzt tief, auch wenn sie sich regelmäßig treffen, mal am Grenzübergang, mal am Zaun, jeder auf seiner Seite, eine vorsichtige Annährung.

Kein Ort zeigt so deutlich die neue Isolation wie der Süden Israels. In Eilat am Roten Meer stehen die Hotelklötze aufgereiht, eingezwängt vom jordanischen Akaba im Osten und dem ägyptischen Taba im Westen. Früher fuhren Israelis in beide Richtungen. Doch seit den Aufständen bleiben sie in Eilat, diesem zehn Kilometer breiten Streifen dazwischen.

Ägypten, Jordanien, dazu die Türkei – das waren lange die wichtigsten Verbündeten Israels in der Region. Doch dieses diplomatische Netz löst sich auf, und es hilft kaum, dass Israel neue Allianzen mit Griechenland, Zypern und dem Südsudan geschmiedet hat. Die Schuld liegt keineswegs nur bei Israel, aber es hat wenig für bessere Beziehungen getan: die Aussöhnung mit der Türkei hat es ausgeschlagen, den Palästinensern ist es keinen Schritt entgegengekommen.

Als einer der letzten Israelis war Jizchak Levanon, 67, im Dezember in Kairo, zu seinem Abschied, zu dem ihm der ägyptische Geheimdienstchef das Modell eines pharaonischen Streitwagens schenkte. Ein gutes Jahr lang war Levanon Botschafter in Ägypten, ein schmaler, weißhaariger Herr, der Witze auf Arabisch so erzählen kann, dass sogar Ägypter lachen.

Levanon war an jenem Tag im September in Kairo, an dem ein aufgehetzter Mob die israelische Botschaft dort stürmte. Er saß in seiner Wohnung und verfolgte das Geschehen im Fernsehen. Er sah, dass vor der Botschaft Polizisten standen, aber sie hielten die Menschen nicht davon ab, die Mauer um das Gebäude mit Hämmern wegzuschlagen. Levanon rief alle an, die er kannte, Diplomaten, Geheimdienstler, Mitarbeiter im Außenministerium. Schließlich rettete eine ägyptische Elitetruppe die israelischen Wachleute. Danach wurden der Botschafter und seine Mitarbeiter aus dem Land geflogen.

„Das hat mich traurig und wütend gemacht. Weniger auf diese Leute als auf das Mubarak-Regime“, sagt Levanon. „Es ist eine Folge der Politik, die den Hass über Jahrzehnte hat wachsen lassen.“ Mubarak war für ihn ein verlässlicher Partner, einerseits. Andererseits hat er seine Zeitungen gegen Israel hetzen lassen, ein Ventil für die Wut der Armen.

Levanons Nachfolger lebt heute im Hotel und reist übers Wochenende nach Hause; der komplette Inhalt der Botschaft wurde gerade mit zwei Transportmaschinen nach Tel Aviv geflogen. Wird es je wieder eine richtige Botschaft geben? Der neue Wind, der von Ägypten herüberwehe, sei nicht gerade beruhigend, sagt Levanon. Erst vor drei Wochen hat ein Komitee des ägyptischen Parlaments Israel zum „Feind Nummer eins“ erklärt, es will den Botschafter des Landes verweisen, die Gasexporte nach Israel einstellen. Gleichzeitig hat der Militärrat gerade erst einen Botschafter für Tel Aviv ernannt und einen Waffenstillstand mit der Hamas im Gaza-Streifen vermittelt – und damit deutlich gemacht, dass sich an seiner Position nichts geändert hat.

„Was in den arabischen Ländern passiert, hat wenig mit uns zu tun“, sagt Levanon. Israel müsse ihnen Zeit geben und inzwischen mit allen Seiten Kontakt aufnehmen. Gleich nach dem Sturz Mubaraks schlug er daher vor, mit den Muslimbrüdern zu sprechen. „Aber das wurde abgelehnt.“ Levanon glaubt, es könnte nun zu spät sein; aber im Außenministerium meint man, es sei noch zu früh.

Auch gegenüber Syrien ist Israel zurückhaltend, kein Politiker des Landes forderte bisher offen den Rücktritt Assads. Man wolle mit öffentlichen Äußerungen nicht der Opposition schaden, sagt ein Berater der Regierung. Viele Araber dürfen das vermutlich als stille Unterstützung des syrischen Regimes verstehen.

Ein Jahr dauerte es, bis der israelische Außenminister Anfang März sagte: „Das jüdische Volk kann nicht dasitzen und nichts tun, während diese Grausamkeiten in einem benachbarten Staat stattfinden.“ Israel könne zwar nicht intervenieren, aber „es ist doch unsere moralische Pflicht, humanitäre Hilfe anzubieten und die Welt anzuregen, dem Schlachten ein Ende zu setzen“.

Ausgerechnet die, die einst für die Sicherheit des Landes verantwortlich waren, warnen nun vor Passivität und Pessimismus. „Offensichtlich ist Israel im Zentrum des Sturms, aber es verhält sich, als sei es an den Ereignissen nicht beteiligt“, schrieb der einstige Mossad-Chef Efraim Halevi. Der Aufstand in Syrien sei ein unschätzbarer Gewinn für Israel. Dadurch sei die Achse zwischen Iran, Syrien, der Hamas und der Hisbollah zerbrochen. Letztere haben gerade die Unterstützung für Iran im Fall eines israelischen Angriffs in Frage gestellt; und wenn die syrische Hilfe für die Hisbollah schwinden würde, dann könnte vielleicht auch dem Libanon eine zweite Zedernrevolution bevorstehen.

Andere, wie etwa die einstigen Geheimdienstchefs Ami Ajalon und Meïr Dagan, mahnen Verhandlungen mit den Palästinensern an, um der Isolation entgegenzuwirken – aber die Regierung unternimmt nichts. Gerade jetzt, wo jeder Fortschritt helfen würde, den Frieden mit Ägypten zu bewahren und den König in

Jordanien zu stärken. Noch ist Jordanien ruhig, aber das Virus der Arabellion ist im Land. König Abdullah II. tritt daher seit kurzem öffentlich israelkritisch auf, er hofft, damit sein Volk zu besänftigen. Er hat seit zwei Jahren keinen Botschafter nach Tel Aviv entsandt; die israelische Botschaft in Amman ist besser gesichert als manche Zentralbank. Als neulich zwei israelische Psychiater in Amman einen Vortrag hielten, protestierten Hunderte Studenten vor der Universität. Sicherheitskräfte mussten die beiden durch einen Hinterausgang retten.

Solche Vorfälle erklären, warum Israel sich so bedroht fühlt. Doch andererseits hat das Land wenig getan, die Menschen jenseits der Grenzen anzusprechen, es reichte, mit ihren Herrschern zu verhandeln. Nun müsste die Regierung auf die Araber zugehen, aber kein einziger israelischer Politiker wandte sich in einer Rede an die Demonstranten in Kairo oder Tunis. Nur ganz vorsichtig streckt das Land seine Fühler aus, über das Internet.

Mit genau 103 199 Arabern ist Lior Ben-Dor, 43, verbunden, sie haben die Facebook-Seite des Außenministeriums abonniert. „Israel spricht Arabisch“ heißt sie, gegründet wurde sie vor einem Jahr.

Eigentlich ist Ben-Dor Israels Gesicht auf al-Dschasira, als Sprecher des Außenministers ist er zuständig für arabische Medien. Doch seit kurzem ist Ben-Dor auch im Internet aktiv, er versucht, dort die Mauern einzureißen, die Israel draußen baut. Er chattet an gegen israelfeindliche Propaganda, eine leise Stimme im großen Rauschen. „Wir wissen ja nicht, wer von diesen Leuten vielleicht wichtig wird. Oder eventuell redet einer einfach nur mit seinen Freunden über Israel und nimmt uns dann in Schutz.“ Eine vage Hoffnung, das weiß auch Ben-Dor.

„Bisher hat sich wenig verändert. Sie hassen uns nicht weniger als zuvor. Aber auch nicht mehr.“

Gerade hat er ein Video von dem israelischen Sänger Dudu Aharon gepostet. Darunter entspinnt sich nun ein Dialog. Zwischen „Eines Tages werden wir euch auslöschen“ und „Geht zur Hölle“ steht auch: „Toller Sänger“. 10 von 17 Kommentaren haben Ben-Dors Kollegen aussortiert. Das ist die übliche Quote.

Am liebsten posten sie Musikvideos oder laden Bilder vom Strand in Tel Aviv hoch. Die Botschaft ist einfach: Israel ist ein harmloses Land, in dem es sich gut leben lässt. „Wann immer jemand erkennen lässt, dass er offen für Argumente ist, dann schreibe ich ihm“, sagt Ben-Dor. Manchmal verbringt er Stunden in einem einzigen Chat, neulich hat er lange mit einer ägyptischen Journalistin diskutiert.

Während Ben-Dor chattet, schaut König Hussein von Jordanien über seine Schulter, gezeichnet mit Bleistift. Er hat sie alle gemalt, Mahmud Abbas, Baschar al-Assad, Anwar al-Sadat. Vor ein paar Monaten hat er damit angefangen, seine Bilder auf Facebook hochzuladen. Besonders gut kam Assad an, auch weil Ben-Dor daneben auf Arabisch geschrieben hat: „Ich liebe mein Volk zu Tode.“

11 401 Menschen haben es angeklickt, 141 Kommentare, 98 „Gefällt mir“. Ein Nutzer schrieb: „Liebes Israel, größte Demokratie im Nahen Osten, wer wird Assad ersetzen, wenn er weg ist?“ Ein anderer: „Assad ist ein Feigling, er sollte verschwinden.“ Es sind Antworten, die Ben-Dor gefallen. „Viele Araber haben nie mit Israelis gesprochen, für viele ist ein Chat mit mir das erste Mal.“ Sie seien neugieriger geworden, jetzt, wo ihre Herrscher weg sind; sie stellten neue Fragen.

Es gebe positive Zeichen, auf individueller Ebene, sagt der Diplomat. „Aber im Großen und Ganzen hat sich bisher wenig verändert. Sie hassen uns nicht weniger als zuvor. Aber auch nicht mehr.“

Juliane von Mittelstaedt